

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI
GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

ANDREAS VARNAI

Neuerdings ziehen immer häufiger Bilder durch meinen Kopf, unscharfe Bilder der Vergangenheit, die zusehends verschwommener werden, bevor sie irgendwann, irgendwo endgültig verschwinden. Ich versuche mich an sie festzuklammern, aber greife immer nur ins Leere. Ich möchte mehr über sie erfahren und suche nach längst vergessenen Menschen und alten Erinnerungen, aber vergebens, ich finde keine mehr. Ich suche nach der Vergangenheit der Welt, aus der ich stamme, nach der Vergangenheit meiner Familie; ich suche nach jemandem, der die Lücken meines Gedächtnisses füllen könnte - alles umsonst. Es sind so viele Fragen, auf die ich Antworten suche, aber solche Antworten gibt es nicht mehr. Das Gedächtnis meiner Vorfahren kann ich nicht zur Hilfe rufen, es liegt zerstreut in vielen Gräbern rund um den Erdball oder als Asche auf polnischen Feldern, vom Regen tief in die Erde gespült.

Ich bin ein alter Mann und in solchen Momenten denke ich an meine Kinder und Kindeskiner und weiß, es ist meine Aufgabe die Vergangenheit, die in mir noch lebt, meine Geschichte und die meiner Familie für sie festzuhalten. Ich muss mein Gedächtnis zu Papier bringen, bevor es mit mir endgültig verschwindet. Der Gedanke quält mich seit Jahren, getan habe ich bisher nichts. Eines Tages wünschte Alexandra von mir, ich sollte ihr, zu ihrem Geburtstag, die Geschichte meines Lebens schenken. Diesem Wunsch, wie im Allgemeinen den Wünschen meiner Enkelkinder, konnte ich nicht widerstehen. Hier folgt die Geschichte.

I

Geboren war ich am 19. November 1929 an einem kühlen, windigen, verregneten Tag, inmitten der Weltwirtschaftskrise, in Großwardein, einer Stadt, in der ich eigentlich nie gelebt habe, die ich aber stets als eine Art Heimat empfand. Es war am Ende der *Roaring Twenties* und gut zehn Jahre nach dem endgültigen Untergang einer Welt, die ich zwar nicht mehr erlebte, die in mir womöglich doch tiefere Spuren hinterlassen hat als alle anderen Welten, die ich im Laufe meines langen Lebens erfuhr – die Welt der Donaumonarchie. Diese Zeit des aufstrebenden Bürgertums war begleitet vom kritischen, spöttelnden, selbstironischen, schöpferischen Geist des sich emanzipierenden Judentums, entwichen aus der Enge der Shtetl und entlassen in die Freiheit der großen weiten Welt.

Schnell war die Muse dieser Welt, ihre Werke, verfasst mit großer Treffsicherheit und beißender Ironie, entstanden über Nacht, in der schwülen Atmosphäre verrauchten Kaffeehäusern. Eine neue Kunst befand sich im Entstehen, es war die Geburtsstunde des Zwanzigsten Jahrhunderts, des Jugendstils und der Psychoanalyse, in ihrem fertilen Boden gedeihten der Journalismus, das Kabarett, die Operette, eine neue Literatur und eine neuartige, revolutionäre Musik, und sie hatten alle einen leichten Anhauch des Liederlichen.

In dieser Welt der Toleranz der Habsburger blühten die Juden, die zum ersten Mal, in ihrer fast zweitausendjährigen Geschichte unter den Christenvölkern Gleichberechtigung erfuhren, auf. Sie wurden zum bedeutenden Stützen des aufstrebenden Kapitalismus, der bürgerlichen Kultur, sie fühlten sich wohl und frei, sie waren patriotisch, liebten ihre Heimat, die ihnen das

alles ermöglichte, und merkten nicht, dass sie damit nur den Hass nährten, der sie zerfressen sollte.

Diese Welt war ambivalent, neben der bürgerlichen Kultur war es gleichzeitig auch die Heimat des arroganten, nationalistischen, intoleranten Geistes des österreichischen und des ungarischen Adels und der allverbreiteter und ständig zunehmender Antisemitismus umfasste alle gesellschaftliche Schichten des Reiches. Zugleich war es auch die Wiege des aufstrebenden Nationalismus seiner Völker, der Tschechen, Kroaten, Slowaken, Rumänen, die in der Monarchie, in diesem Anachronismus des Zwanzigsten Jahrhunderts, nur ihren Kerker sahen, die um ihre Selbstständigkeit kämpften und sie letzten Endes zum Einsturz brachten.

Nach dem verlorenen Krieg verflüchtigten sich die zarten, bescheidenen Ansätze von Toleranz aus dem Reich der Habsburger und es folgte die Zeit der großen Missgunst, der Revanche und der Rache. Auf dieser rasanten Fahrt in den Abgrund wurden Geist und Witz immer weniger gefragt, im Gegenteil, sie wurden verdächtig, zeugten von Fremdheit, Andersartigkeit, Dekadenz. Als ich zur Welt kam, war der Erste Weltkrieg schon seit zehn Jahren zu Ende, es war aber nicht der Abschluss, sondern erst der Anfang einer langen, fatalen Entwicklung, von der nur sehr wenige empfindsame Geister ahnten, wohin sie führen würde.

Wie damals üblich bin ich zu Hause in unserer Wohnung zur Welt gekommen, Großer Marktplatz, Ecke Kossuth Lajos Straße, mit der Hilfe der Hebamme und begleitet vom nervösen auf und nieder meines Vaters draußen in der Diele. Ob er mit mir glücklich war? In dieser unsicheren Zeit, einen Sohn in die Welt zu setzen, kurz nachdem das Geschäft der Brüder Grünberger und Várnai, in der er stiller Teilhaber war, Bankrott gegangen ist? Das habe ich bis zum Schluss nicht erfahren, aber mir folgten keine Geschwister nach, dazu wäre für ihn das Risiko doch zu groß geworden.

Es war kein Zufall, dass ich das Licht ausgerechnet in Großwardein – *Nagyvárad* sein wohlklingender ungarischer Name – erblickte, in dieser eigenartigen, überaus lebendigen und sehr stark jüdisch geprägten Stadt, Anziehungspunkt der Großen Ungarischen Tiefebene, in deren Dörfern meine Vorfahren, allesamt kleine jüdische Kaufleute vom Lande, hin und her wanderten, damit meine Eltern, um mich zu zeugen, endlich hier, in dieser Stadt aufeinandertreffen konnten.

Die Milch meiner Mutter reichte anscheinend nicht aus, ich weinte viele Nächte durch. Um mich zu beruhigen, nahm mich mein Vater behutsam in seine Arme, viel zu große Arme für so ein kleines Kind, und unmusikalisch, wie er war, sang er mir die einzigen Lieder, die er kannte – ungarische Soldatenlieder. *Sárga a csikó...* Wahrscheinlich nahm ich sie, trotz meines frühen Alters unbewusst wahr, denn sie klingen noch immer nach in mir.

Lange habe ich da nicht gelebt. Ich war noch kein Jahr alt, als mein Vater eine gut dotierte Stelle in Temeswar übernahm, als stellvertretender Filialleiter der Textilbetriebe Buhusi. So sind wir nach Temeswar gezogen, wo ich meine Kindheit verbrachte, wo ich eigentlich zu Hause war. Da wuchs ich auf, wie alle andere Kinder um mich herum, ich war eines von ihnen. Meine

Kindheit war durch diese besondere Dualität geprägt: zu Hause in Temeswar, bei der Familie in Großwardein.

II

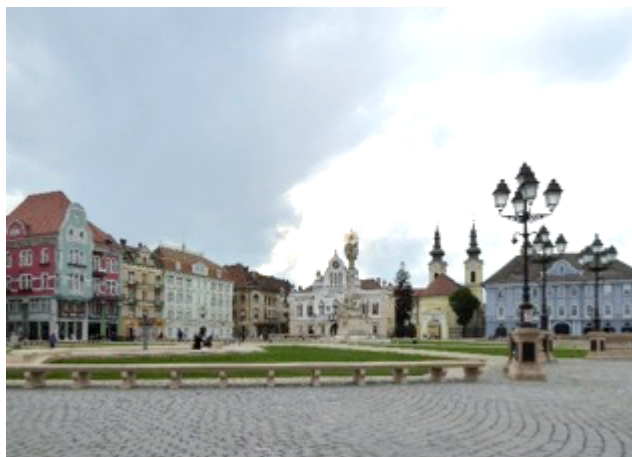
Wie ich schon sagte, als ich ein Jahr alt war, fing meine Karriere in Temeswar an. Vater war ein angesehener Mann, Mutter eine schöne Frau, sie haben ihren Weg in der dortigen Gesellschaft schnell gefunden. Wir wohnten zu Miete in einem neuen, bequemen Zweifamilienhaus in einer guten Wohngegend in der Elisabethenstadt, unten der Hausherr, oben wir. Wir wohnten immer zu Miete, unabhängig davon, ob Vater sich ein eigenes Haus hätte leisten können oder nicht. Das war bei uns so – sich nie festbinden lassen, wenn man Geld hat, im Ausland investieren, wer weiß, was die Zukunft mit sich bringt? Wer weiß, wann müssten wir die Koffer packen und weiter ziehen? Vater war sehr vorsichtig, Mutter hat sich für materielle Dinge nie richtig interessiert.

In diesem Haus wohnten wir bis zu meinem achten Lebensjahr, dann hat uns der Hausherr gekündigt. Den Grund dafür kenne ich nicht, aber ich bezweifle, dass er es aus Rache tat, weil ich sein Auto, damit es sauber aussieht und schön glänzt, mit Sand gewaschen habe. Das hat doch Vater längst bezahlt.

Temeswar war eine schöne, moderne, wohlhabende Stadt. Obwohl schon im 13. Jahrhundert königliche Residenzstadt unter Karl Robert, ungarische und danach Jahrhunderte lang türkische Festung. Die eigentliche Geburtsstunde der Stadt war im Jahre 1716, als Prinz Eugen von Savoyen und Graf Mercy sie von den Türken eroberten. Oder befreiten. Je nach Lesart. Dafür erhielten sie je eine Straße, die ihren Namen trug; wenigstens war es damals so, als ich noch dort lebte.



Plan der Festung Temeswar, 1740



Der Domplatz. Mitte: Sitz des serbisch-orthodoxen Erzbischofs

Temeswar war eine Garnisonstadt, gebaut von Militäringenieurern nach strengem Rastermuster innerhalb der Festungsmauer, im neoklassischen Stil des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mitte war ein großer, rechteckiger Platz, in der Form und Größe einem Fußballplatz ähnlich - der Domplatz. Er diente ursprünglich auch militärischen Zwecken, als Versammlungs- und Paradeplatz. An deren östlicher Seite stand der schöne barocke Dom, der Namensgeber des Platzes, ein Werk von Fischer von Erlach. Demgegenüber stand der Sitz des serbisch-orthodoxen Erzbischofs, ein wilddekoriertes Bau, als selbstbewusster Zeuge der frühen Präsenz slawischer Völker des nahen Balkans.

Ursprünglich war es überwiegend vom österreichischen Militär und Verwaltung bevölkert, es war und blieb eine österreichische Stadt, auch später, als sie eine von Ungarn, Rumänen, Juden und Serben bewohnte Vielvölkerstadt wurde.

Die Festung Temeswar war von einem Glacis umgeben, ein großes freies Feld so weit die Kanonen trugen. Dahinter entstanden ländliche Niederlassungen, vier an der Zahl, die im 19. Jahrhundert, als man die Mauer schleifte, sich zu Stadtbezirken entwickelten. Von den vier Stadtbezirken hießen zwei nach gutem alten k. u. k. Manier Elisabethen- und Josephstadt, die anderen beiden Fabrikstadt und Mehala. Diese Bezirke hatten alle ihre eigene Prägung, ihr eigenes unverwechselbares Gesicht. Mit der Innenstadt waren sie über das ehemalige Glacis, das größtenteils in großzügigen Parkanlagen umgewandelt wurde, durch breit angelegte Boulevards verbunden.

Es war eine schöne Stadt, eine großzügige Stadt, eine österreichisch anmutende Stadt. Im Sommer war es eine grüne Stadt, nicht nur wegen ihrer zahlreichen Parkanlagen. In den meisten Straßen waren entlang der Fußwege, an der Grenze zu den Fahrbahnen Baumreihen und Blumenbeeten gepflanzt. In meiner Erinnerung waren diese Bäume überwiegend Linden, dessen schwerer Geruch, in warmen Sommernächten, Liebesgefühle in unseren verträumten pubertierenden Herzen weckten.

Die Bega, obwohl ein künstlich angelegter Kanal, umarmte die Innenstadt in einem schönen, weichen, großzügigen Bogen, beidseitig von Grünflächen flankiert, große Bäume an beiden Ufern kreuzten ihre Äste über dem Wasser mit der Anmut eines kunstvoll angelegten englischen Gartens.

Nach der Schleifung der Stadtmauer dehnte sich die Innenstadt nach Süden aus und in der Periode des großen wirtschaftlichen Aufschwungs um die Jahrhundertwende, entstand ein neues Zentrum, flankiert von imposanten, sezessionistischen Wohnpalästen, versehen mit allen Attributen des Imponiergehaves des neu erreichten Wohlstandes der Epoche. Die Erbauer dieser Paläste waren, sehr oft, Juden. Die elegante Hauptstraße, den Ringstraßen in Wien oder Budapest nachempfunden, hieß Lloydzeil, auf Ungarisch *Lloydsor* (als *Lojtschor* ausgesprochen), nach dem Palast der Versicherung Lloyd, ein imposantes Gebäude, das gegenüber dem Theater stand. Das war das Herz, der Mittelpunkt der Stadt, der Korso, wo die Jugend, nach Geschlecht und Nationalität getrennt, Sonntag vormittags immer nur auf einer - der westlichen - Seite, wohin die Vormittagssonne schien, auf einer Länge von einigen Hundert Metern, auf und runter spazierte, um zu sehen und gesehen zu werden.



Links, Lloydsor; hinten, die Oper; in der Mitte, die "Lupa" Säule

Temeswar erhielt seinen Namen vom Temesch – ein Fluss, und Vár (War ausgesprochen), was auf Ungarisch Burg heißt. Später, als die Banater Schwaben sich zur südostdeutschen Volksgruppe emanzipierten, erfanden sie den eingedeutschten Namen Temeschburg. Durch die Stadt floss aber die Bega, ein im achtzehnten Jahrhundert angelegter Kanal; der Temesch floss lediglich in der Nähe. Diese Zweideutigkeit war der Stadt nicht fremd, oft waren hier die Dinge anders, als sie hießen. Das ist nicht verwunderlich nach so vielen System- und Herrschaftsänderungen, wenn man noch immer dabei ist, sich die passende Vergangenheit zurechtzubiegen.

Temeswar wurde rumänisch unter dem Namen Timișoara, trug aber keinen Nachteil davon. Das Banat, ein wohlhabendes Stück Erde, dessen Mittelpunkt es war, wechselte fast in Gänze zu Rumänien, dadurch behielt die Stadt sein Hinterland und damit ihre wirtschaftliche Basis. Die Kontakte über die Karpaten blieben oberflächlich. Man las keine Zeitungen aus Bukarest, man kannte die Hauptstadt kaum, und wenn man in die Großstadt wollte, um Geschäfte zu machen, einzukaufen, ins Theater zu gehen, oder sich schlicht nur zu amüsieren, fuhr man nach wie vor nach Budapest oder Wien.

Rumänien kam aus dem Ersten Weltkrieg als Siegermacht hervor, das bedeutete Aufschwung und wirtschaftliche Prosperität. Davon profitierte Temeswar. Es blühte in der Zwischenkriegszeit wieder auf, die Folge war eine intensive Bautätigkeit. Infolge des großen Krieges blieb die Hauptstraße, wie übrigens die ganze Stadt, unvollendet und der wirtschaftliche Aufschwung der Zwischenkriegszeit, mit den damals errichteten modernen gutbürgerlichen Wohnvierteln, reichte nicht aus, die vielen Baulücken zu füllen und die Hauptstraße zu vollenden. Das geschah leider viel später, in den Jahren des Sozialismus, mit Billigbauten des sozialistischen Massenwohnungsbaus, die der Innenstadt ihr Stempel aufdrückten. Temeswar war eine unvollendete Stadt, die Stadt der unbebauten Grundstücke, Idealplatz für Fußball spielende Kinder.

Die Schleifung der Stadtmauer wurde nicht vollständig beendet, es blieben noch einige Reste der ehemaligen Bastionen stehen. Einer dieser Reste stand gegenüber dem Haus, in dem wir in den Anfangsjahren des Krieges wohnten, und diente einer Gruppe Straßenjungen zum Tummelplatz. Sie sammelten sich auf den grasbewachsenen Mauern, riefen mir judenfeindliche

Schimpfworte zu und bewarfen mich mit großen Steinbrocken. Ich stand auf dem Balkon und beantwortete wacker diesen Angriff mit Schüssen aus meinem Luftgewehr. Zum Glück war der Abstand zwischen der Festungsrue und unserem Haus viel zu groß, sowohl für ihre Steine wie auch für meine furchterregende Flinte.

Die neue rumänische Staatsmacht etablierte sich nach und nach und fing an das Gesicht der Stadt mitzuprägen. Es entstand eine Technische Hochschule im historisierendem rumänischen Nationalstil von demselben Architekten, der die Hauptfassade und teilweise das Interieur des Theaters im Sinne der rumänischen Nationalarchitektur verbaute, und der übrigens später einer meiner Professoren in Bukarest wurde. Mitten auf der Lloydzeil wurde eine klassische Säule aufgestellt, oben drauf die „Lupa“, die Wölfin, Romulus und Remus stillend, Geschenk des italienischen Staates, als Symbol der gemeinsamen Latinität. Zur Krönung dieser architektonischen Aktivität entstand am Ende der Lloydzeile, als Pendant zum Theater, die große rumänisch-orthodoxe Kathedrale, als höchstes Gebäude der Stadt, ein Bau, in dem die Elemente der ursprünglich kleinen rumänisch-byzantinischen Kirchen ins Unermessliche vergrößert und in eine bunte Bauklotzarchitektur von zweifelhaftem Geschmack verwandelt wurden. Aber mit der Zeit gewöhnte man sich daran, so wie der Mensch sich an alles gewöhnt was seinen Interessen nicht unmittelbar widerspricht, und sie fügte sich irgendwie doch in seine, zu Zeiten der Jahrhundertwende errichtete, eklektizistische Umgebung. Oder auch nicht. Die Bürger dieser Stadt wollten und konnten das nicht beurteilen.

Temeswar war kein kultureller Brennpunkt, es war eine wohlhabende, wirtschaftlich sehr erfolgreiche, prosperierende Stadt. Es besaß eine gesunde, hauptsächlich auf die örtlichen landwirtschaftlichen Produkte aufgebaute mittelständische Industrie, für Textilien, Leder und Lebensmittel und eine sehr lebhafte Handelskette. Es war weder witzig, noch spritzig, und keineswegs leichtsinnig, sondern eher nüchtern. Alles in allem war Temeswar eine moderne Stadt, womöglich die modernste im damaligen Rumänien.

In gewisser Hinsicht verlief die Entwicklung ähnlich wie in Großwardein, wie eigentlich in ganz Ungarn nach 1867. Wenn aber in Großwardein das Bürgertum hauptsächlich jüdisch war, war es hier deutsch und jüdisch. In Temeswar, mit seinen mehr als hunderttausend Einwohnern, lebte zur Zeit meiner Kindheit eine große jüdische Gemeinde, um die zwölftausend Seelen. Sie waren zwar auch ungarischsprachig, aber nicht so patriotisch, dem Ungarntum, der ungarischen Kultur nicht so eindeutig verpflichtet wie die in Großwardein. Die Stadt war vielsprachig, die Mehrzahl der Einwohner sprach drei Sprachen und die meisten sprachen alle drei fehlerhaft. Kein Wunder, dass Mutter mir mit allen Mitteln ein korrektes Ungarisch beibringen wollte. Wie ich es noch immer hoffe, mit Erfolg. Außerdem sprach ich auch deutsch, es war ja keine Fremdsprache bei uns, es war Großmutterns erste Sprache, bevor sie zu ihrer ungarischen Diktion kam. Ich besuchte einen deutschen Kindergarten und hatte, wie die meisten Kinder meines Alters, ein deutsches Kindermädchen, das von mir mit der Zeit ein recht passables Ungarisch erlernte. Rumänisch konnte ich noch nicht, wer sprach damals in der Familie rumänisch?

Die verschiedenen Nationalitäten spielten unterschiedliche Rollen im Sozialgefüge der Stadt, die Rumänen bildeten vor allem das Beamtentum, aus ihren Reihen stammten die Diener

des Staates. Bevor die große Hetze begann, lebten diese Nationalitäten friedlich nebeneinander, man wusste voneinander, man tolerierte sich gegenseitig, man hat sich aneinander gewöhnt. Die Sprache des Staates, in dem ich lebte, habe ich erst in der Schule gelernt.

Vater sprach ungarisch, mit einem kaum merkbaren Nachklang der würzigen Sprache aus Bihar. Trotzdem pfefferten wir unsere Sprache mit vielen jiddischen Ausdrücken. Statt verrückt sagten wir *meschugge*, statt Wohltat *Mizve*, statt Schäppchen *Mezieh*, statt Gauner *Ganef*, statt Glück *Masel*, statt Bösewicht *Rosche* und verwendeten oft den vieldeutigen Ausdruck *Nebbich*, der von „es tut mir leid“, bis „unglückseliger Mensch“ so ziemlich alles bedeutete.